

~~L.K. 7759~~

~~1849: 9.~~

Nekr Z-39

Zulli:

Zentralbibliothek Zürich

NokrZ 00397

Johann Heinrich Zülli

geb. 1771

Sertar

und Pfarrer in Eich

Kanton Luzern.

Eine biographische Idylle

von

Lauer

K. Herzog

Pfarrer in Ballwil.



Einfiedeln.

Druck und Verlag von Gebr. Karl und Nikolaus Benziger.

1849.

Könige haben sonst mit Geistlichen nichts gemein, als daß auch sie die Wahrheit selten vernehmen; denn sind sie von Schmeichlern umgeben, so sagen diese die Wahrheit nicht, weil sie mit Recht fürchten, sie kämen nicht werth damit; sagen aber ihre Feinde ihnen die Wahrheit, so wird sie mit Mißtrauen aufgenommen, weil vom Feinde nichts Gutes komme. Aber auch selbst der Gewissensfreund ist öfter nur das Echo unserer Selbstanklage; denn wie man in den Wald hineinruft, so tönt es wieder heraus. Was aber die sogenannten Freunde betrifft, so weiß man wohl, daß sie nichts unlieber thun, als uns etwas sagen, was wir nicht gerne hören und was uns sonst Niemand sagen darf. Sterben ja sogar Geistliche ungebeichtet dahin aus keiner andern Ursache als weil ihnen Niemand sagen darf, daß sie krank seyen. Die Wahrheit ist köstlicher als Edelgestein, aber eben deshalb ist sie auch theuer und selten, und vorzüglich bei einem Hochgestellten muß sie immer einige Schritte vom Leibe bleiben, wenn sie mit der Meinung, die er von sich hegt, nicht ganz übereinstimmt; denn da er eine öffentliche Achtung genießt, denkt er nicht daran, daß er sie nicht verdiene, und wenn z. B. das Volk mit seinem Pfarrer zufrieden ist, so ist er es natürlich auch und denkt nicht von ferne daran, daß mit ihm nicht alles in bester Ordnung sich befinde, und so lebt er ganz getrost in seinen Sünden und Unvollkommenheiten fort und wird erst enttäuscht, wenn er in der andern Welt in den Spiegel schaut. Soll nun auch gegen die Gestorbenen eine gleiche Schonung beobachtet werden, soll auch da die Wahrheit umhüllt und verschwiegen werden? Viele, die das Leben eines Hingeschiedenen schreiben, scheinen dieser Ansicht zu seyn, daher sind denn auch ihre Erzählungen nichts anders als unbegründete Lobeserhebungen. Aber was ist denn hiemit gethan? Wenn das Bild dem Urbilde nicht gleicht, so kann doch Niemand befriedigt seyn, der Wahrheit verlangt; und darum glaube ich nicht, daß der Biograph sündige, wenn er seinen Mann gibt, wie er gewesen, und auch das

Böse nicht verschweigt, von dem leider Niemand frei ist. —
So viel zur Rechtfertigung für Altes und Neues.

Der selige Pfarrer Zülly, geboren in Sursee den 5. Mai 1771, hatte seinen Vater kaum gekannt. Dieser war ein Maurermeister, ein arbeitsamer und braver Mann, der jeden Sonntag mit dem Mantel und dem Spießnu in die Kirche gieng, die ganze Woche aber arbeitete, bis er einst bei der Arbeit verunglückte und in Folge dieses Unfalles starb, eine Wittve mit drei Töchtern und zwei Söhnen hinterließ, von denen nun Heinrich von seiner Mutter Bruder, der Leutypriester Imbach in Sursee war, angenommen und auferzogen wurde. Sonst heißt es: Geistliche können nicht Kinder erziehen, sie hätten nicht Zeit sich mit ihnen abzugeben, und halten kein Maß in Liebe und Ernst. Gewiß ist, daß jede andere Erziehung als die innerhalb der Familie eine mehr oder weniger künstliche ist, und deshalb eine ungenügende. Uebrigens war für unsern Heinrich sein Onkel ein wahrer Vater, der mit allem Fleiße darauf bedacht war, aus dem an Kindesstatt Angenommenen einen braven glücklichen Menschen zu machen, und es ist ihm nicht zu verargen, wenn er zeitliche Versorgung und ewiges Wohlergehen vorzüglich in jenem Stande sah, indem er sich selber so wohl, und für die Ewigkeit gesichert fühlte, nämlich im geistlichen Stande. Damals als der Staat noch nicht alles in allem war, galt es für eine Ehre, sich dem Dienste der Kirche zu widmen, da ein solcher Dienst den höchsten Bedürfnissen des Menschen abzuhelpen bestimmt und fähig ist. Ohne Zwang und ohne Unterredung wurde der prädestinirte Kleriker vom Better in die Kirche geführt, mußte läuten helfen und am Altare dienen, bald sogar als Choralist singen, wie er dann in seinem hohen Alter noch mit einer seltenen Schönheit, Precision und Kraft den schönen Kirchengesang handhabte; mußte bald die Kerze tragen, dann das Rauchfaß schwingen, oder am Palmsonntage vom Thurme des Rathhauses herab die schönen Antiphonen singen, gleich einem Engel aus der Himmelshöhe; es war bald keine Zeremonie, an der Heinrich nicht ein Amt übernehmen mußte. Zwar hätte er es einst in der Auferstehungsnacht lieber mit der Opposition, oder der Partei des Teufels gehalten, die nach damaliger Sitte tobten und schriehen und mit Ketten rasselten, so daß es dem feurigen ungestümen Knaben nicht mehr möglich war, sich

zu halten, und obwohl als Engel neben dem Celebrant functionirend, leider anfieng durch die Finger zu pfeiffen, also ärgerlich und ganz gegen seine Stellung, daß eine oder mehrere Ohrfeigen den Engel zur *Raison* bringen mußten. — Heinrich wuchs bald auf an Leib und Seele, alle Kirchenröcke waren ihm bald zu kurz und zu eng, und was die dortigen Schulen seinem Geiste boten, konnte ihn auch nicht mehr befriedigen. Plötzlich kam er vom Süd- zum Nordpol; der Dnfel selbst begleitete ihn über den See nach Engelberg, gab ihm einige warme Zusprüche und ließ ihn in seinen Thränen zurück. Aber, was ist denn ein Kloster gegen eine Stadt, und vollends Engelberg gegen Sursee! Da war kein Dnfel, der den schlafenden Heinrich am Morgen liebevoll aufweckte, ihm das Essen selber zubereitete und ihm sagte was er am Sonntag anziehen sollte; der ihn tröstete wenn er weinte, ihm die Hand blies wenn er gefallen, oder sich gebrannt hatte, der ihn protegirte gegen allen Spott böser Buben. Ein fremder Mann in schwarzer Kutte vertrat nun seine Stelle; aber, obwohl freundlich, sah man ihn doch den ganzen Tag nur Bußen austheilen. Keine Mutter, keine Basen kamen, keine Gassenfreunde waren da, nichts als weißer Schnee und schwarze Kutten. Da durfte man bei schwerer Strafe nicht in die Kirche, um zu sehen ob nichts vergessen geblieben, in kein anderes Zimmer im ganzen Kloster als wo man Schule hält, schläft und ist, selbst in der Kirche, wo man sonst solchen kleinen Gehülfsen so große Freiheit und eine Art von Meisterschaft einräumt, war er fremd und beaufsichtigt. Dabei nicht einmal den Trost der Sprache; im stummen *Silentium* wurde Tag für Tag hingebütet. ¹⁾ Ach! mit welcher zärtlichen Innigkeit suchte er mit Sursee im steten Raporte zu leben, dachte er zu jeder Stunde was jetzt daheim geschehe, was sie jetzt machen, wo der Dnfel jetzt sey. Da war weder ein Wochen- noch ein Jahrmarkt, deren Seligkeit in Sursee jährlich achtmal wiederkehrte; da war keine Surseer-Veränderung, sondern alles blieb sich gleich, gleich die Leute, denn es kömmt ja einer wie der andere; gleich die Zellen, die Gänge, gleich die Spaziergänge, gleich der Sonntag, gleich der Werktag, gleich der Sommer, gleich des Winter.

¹⁾ Der Auktor spricht hier von der Klosterschule, wie sie in der Phantastie des „armen Heinrich“ erscheinen mochte. Anm. d. Setzers.

Wie an einen großen Ofen lehnt sich das Kloster an die kalte Wand des Titlis an, und es gibt keinen Zeitvertreib als ungeheure Thürme von Schnee zu bauen, in der Hoffnung sie werden doch endlich auch einmal schmelzen müssen! Ein Revolutionsversuch, maßenweise auszuwandern, mißlang, hatte aber doch das Gute, daß der Stock weniger mehr die Hände bestrich! Und doch fand sich Zülly nach und nach heimisch; die Musik, für die er vorzüglich Talent zeigte, ersetzte ihm den Gassenlärm, die Mitschüler, meist gute Buben aus den kleinen Kantonen, gewannen ihn lieb, die Glocken läuteten ihm bald wie die in Sursee, und das Stück Himmel, das er erblickte, oft sogar die Sonne, sie waren die gleichen, die auch sein Onkel daheim sah. Auch das Kloster ist eine Welt im Kleinen; wer sie liebt wird viel leichter in ihr Friede und Seligkeit finden als in der Welt, die außer den Bergen liegt, viel verspricht aber wenig hält; ja Zülly wäre gern darin geblieben, hätte nicht sein Nährvater andere Absichten mit ihm gehabt; dieser holte ihn nach dem zweiten Jahre ab und heim.

Unverdorben und unschuldig wie ein Kind, — freilich in unsern Tagen weiß oft ein zehnjähriger Schüler mehr als damals einer mit zwanzig Jahren wußte, — mit einem schönen Anfange in lateinischer Sprache und was dazu gehörte, gehorsam, ohne Hochmuth und Anmaßung kam Zülly nach Luzern in's Gymnasium. Die neuen Mitschüler sahen den schüchternen Klosterstudenten so halb von der Seite an, und auch der Professor Zimmermann, ein Jesuit, mag selber nicht die größte Idee von ihm gefaßt haben, denn als zum erstenmal der Rang abgelesen wurde, hieß er den Zülly sitzen wo er wolle, als sey es um ihn gleich, er werde es doch nirgends hin bringen. Aber bis in die Mitte des Schuljahres ruderte Zülly bis in die Mitte vor, und stand am Ende unter den ersten Schülern.

Wie viele ähnliche gibt es, sie kommen von einer Klosterschule oder ab dem Lande von irgend einem gutmüthigen, geistlichen Privatdozenten her, sie sind im Lesen so unbehülflich als im Reden, ihr altväterischer Rock, sonderbare Haarfrisur ist gerade wie ihr Styl. Aber lasset solche arme Bauernbuben sich nur erst erwärmen, nur einen einzigen Blick in das Geheimniß der Grammatik werfen; haben sie einmal den

Faden gefunden, so finden sie sich leicht in diesem Labyrinth von Regeln und Ausnahmen, und bis Ostern da ist, sind sie respectable Studenten, und die sie erst noch ausgelacht, sitzen nun demüthig zu ihren Füßen und lassen sich von ihnen übersezen. Besonders als Musiker zeichnete Züllli sich auch in Sursee aus, so daß ihm einst sein Professor Reindel, Jesuit, zwei Kronenthaler schenkte, weil er in einer solehnen Messe den Contrabaß so meisterlich gespielt. So wurde er in allen Schulen, die er in Sursee machte, einer von den bessern Schülern, und es ist nur Schade, daß seine Bildungszeit überhaupt in eine so geistesarme, dabei aber kriegerische und politische Zeit gefallen, beim Abschlusse einer Periode, die das Alte nicht mehr erhalten konnte und Neues noch nichts geschaffen war. Zu einer andern Zeit hätte Züllli bei seinem natürlichen Verstande, schneller und leichter Auffassung und einem energischen Charakter eine Zierde, wie der Wissenschaft so der Kirche werden können. —

Nachdem so Züllli fünf Jahre in Sursee studierte, während welcher Zeit er im Hause Sonnenberg Hauslehrer gewesen, stund er, der heitere Musensohn, auf einmal vor den dunklen Pforten der Theologie. Er besann sich nicht lange; denn von Anfang war es sein eigner und des als Dunkels und so muthmaßlich auch Gottes Wille, daß er geistlich werde; er klopfte daher an und wurde hereingelassen, in die alte bischöfliche Stadt Constanz. Aber wie erstaunte er, da er darin nichts vernahm als Waffengeklirr, nichts sah Offiziere und Soldaten, die Kirchen leer und die Schulen, dagegen Bier- und Wirthshäuser angefüllt Tag und Nacht! Alles geistliche Leben wurde übertönt von den Schaaren des Generals Dümouriez, dem auch Alles zum Opfer gebracht werden mußte. Diesem äußern Zustande entsprach die innere Beschaffenheit jener Zeit: nicht nur das Bisthum Constanz lag auf dem Sterbebette, die ganze theologische Bildung, alles kirchliche Leben schien einem langsamen Tode entgegen zu gehen. Eine neue Welt sollte auch der Kirche eine neue Zukunft geben.

Ein Zug aus dem Leben in Constanz darf nicht übergangen werden, indem er sehr viel dazu beiträgt, das Bild Zülllis zu vervollständigen, und ihm das rechte Gepräge aufzudrücken. Als Züllli einst Feuer machen wollte, sprang am Feuerstein ein Schieferchen ab und ihm in's Auge. Unter

den heftigsten Schmerzen sprang er zum Arzte und hörte von ihm die trostlosen Worte: „Ihr Auge ist hin, die Haut ist zerschnitten.“ Er verband ihm dasselbe und schickte ihn ohne Hoffnung heim. Da nun knieete Züllichi nieder, betete inbrünstig zu Gott, der Quelle alles Lichtes, und versprach sein Leben lang täglich drei Ave Maria zu beten, daß er doch sein Auge nicht verliere. Darauf legte er sich zu Bette, schlief gut und am Morgen fühlte er nicht nur das Steinchen nicht mehr in der Augenhöhle, sondern auch die Verletzung war verschwunden, und der Arzt konnte sich über diese schnelle unerwartete Heilung nicht genug wundern; Züllichi hat das Versprechen getreulich bis an sein Lebensend gehalten, wie er denn überhaupt eine aufrichtige Andacht zur Mutter Gottes bewahrte.

Der Dinkel hatte Großes mit seinem Neffen vor, denn er wollte zu dessen Gunsten auf seine Pfarrei resigniren; daher sollte er, um nicht lange vicaristren zu müssen, das Seminar in Mörsburg besuchen, das damals unter der Leitung des H. Frik gestanden. Wie oft erzählte der Selige, wenn er Abends ein Fußbad nahm und die Füße wusch, von dem weltlich-geistlichen Leben, das dort geführt wurde! Auch mit dem Seminar war er nicht zufrieden, so wenig als mit den Mönchen in Engelberg und den Jesuiten in Luzern; und der schlechten Ordnung in Constanz; ja oft weder mit sich selber noch mit jedem andern, nicht mit der Gegenwart, nicht mit der Zukunft, die er sich immer gleich finster, voll von Krieg, Hunger, Elend und Abfall von Gott vorstellte. Dort habe er nichts lernen können, klagte er; die Schulen, die Professoren, die Bücher, nichts taugte etwas. Vollends im Seminar habe man kaum das Brevier beten gelernt, einige Ceremonien müssen mitmachen; er als Ausländer habe nicht einmal eine Predigt gehalten, da es überhaupt den Schwaben an nichts gelegen habe als am Geld; — wenn sie nur sauber bezahlten! eine Klage, die an vielen Orten jenes weiten Bisthums ertönte. — Nun das letzte Jahr läßt sich leicht aushalten, ist es ja das letzte, und das neue Heimathland naht mit jedem Tage.

Endlich kam Züllichi heim; die zwölf Jahre des Studiums lagen hinter ihm mit all' ihrem Leichtsinn, ihren Genüssen, Eroberungen und Entbehrungen; eine schöne Zeit, die dem grauen Priester oft noch im Rosenlichte der Morgendämme-

rung vor die Augen kam und den Gram und die Müdigkeit des Alters sogar auf Augenblicke verbannte. Es sind die Studienjahre fürwahr der Morgen unsers Lebens; aber wie gerne folgt Regen und kalter unheimlicher Wind, wenn der Morgen gar zu sehr sich röthete und die Sonne mit lärmender Herrlichkeit aufersteht! Zülly trug keine Dornen im Gewissen, die ihm jener Kranz jugendlicher Erinnerungen eingedrückt hätte. — Was nun vor ihm lag, wußte Zülly nicht, denn wer will voraus sagen, wo ihn seine Lebensbahn vorbeiführe, abstelle und wo der Wagen still stehen werde? In seiner Vaterstadt las der neugeweihte Priester die erste heilige Messe: ein feierlicher Verlobungsakt, wodurch der junge Priester, wie er das Opfer des neuen Bundes dem Vater im Himmel darbringt, so in der gleichen Handlung sich dem Volke aufopfert und der Kirche sich hingibt, wie auch Christus für sie lebte und starb. — Bei den Kapuzinern in Sursee hielt Zülly die erste Predigt; aber als er oben in einem Zimmer allein warten mußte bis der Rosenkranz in der Kirche fertig wäre, ergriff ihn eine solche Angst, daß er ohne weiters sich geflüchtet hätte, wäre nicht jeder Ausgang ihm durch den Vater, der ihn hinaufführte, verschlossen worden. So aber mußte der Furchtsame tapfer seyn und die Predigt abhalten. — Nachdem er einige Zeit Vikar in Sursee gewesen, kam er in gleicher Eigenschaft zu Pfarrer Fridolin Balthasar nach Gich. Es dauerte aber nur zwei Jahre, nach deren Verlauf er einem geistlichen Sohne weichen mußte und nach Richenthal zum Pfarrer Pfyffer kam, welcher mit seinem tiefen religiösen Ernst, seiner anerkannten Pastoralflugheit und seinem frommen Leben, wie mit seiner trüben Hypochondrie einen eben so merkwürdigen Contrast gegen das frivole, mechanische, weltliche Wesen, dessen er erst Zeuge gewesen, bildete, als jenes arme, eingeschlossene, schattigte Richenthal mit der offenen, anmuthigen und sonnigen Landschaft am Gichberg. Die wenige Zeit, die er neben einem so erfahrenen, anerkannt musterhaften Seelenhirten verlebte, und nach dessen Leitung er mit allem jugendlichen Eifer sich zu seinem heiligen Berufe vorbereiten wollte, — sie blieb nicht ohne tiefe, ja unaustilgbare Merkmale für den Vikar Zülly; denn oft noch im hohen Alter berief er sich auf jenen Pfarrer, wie er es in dem und diesem gehalten habe.

Aber es war die Zeit der französischen Revolution; der

Krieg mit allen seinen Schrecken traf uns, und auch das stille Richenthal sollte in seinen Strudel hineingerissen werden. In aller Begeisterung stund das Volk auf, um dem Unglauben und der Gottlosigkeit des französischen, jedenfalls mehr als wälischen Zeitgeistes, seine Hellebarben und seinen Fanatismus entgegen zu halten. Während die ganze Bevölkerung vom Sturmwinde der Furcht und des Hasses gegen das neue Unthier ergriffen war und geschüttelt wurde, da konnte der einzelne Zweig nicht ruhig bleiben; er wurde von der allgemeinen Bewegung übermannt, und so blieb der junge Vikar, ohnehin von äußerst heftigem cholertischem Temperamente, nicht kalt, wo Alles um ihn glühte und der alte Unabhängigkeitsfönn des biedern Volkes hoch aufloderte; um so weniger, da er als ein guter Schütze auch schon Pulver gerochen und sogar vor dem Blut nicht zurückschreckte. „Der Vikar muß mitziehen“, tönte es durch die Reihen des Landsturms, und der Vikar entsprach leicht und schnell, obwohl sein Pfarrer erinnerte, wenn einer falle, so sey er es. So beichteten sich noch diese zwei Freunde und nahmen Abschied für Todt und Leben. Zülly gab sein Geldlein einem Freunde: die eine Hälfte seiner Mutter, die andere für eine Jahrmesse bestimmend. Der ganze Schwarm zog nun aus, und als sie mit anbrechender Nacht auf die Höhe ob Pfaffnau kamen, loderte das Feuer von der angezündeten Brücke bei Olten hoch auf und tief in die schwarze Nacht hinein. Ein Geistlicher aus Solothurn, der die Nachricht brachte, man habe capituliert, wäre ohne Zülly's Vermittlung in lateinischer Sprache, der patriotischen Rache des empörten Landsturms gefallen. Mehr und mehr hieß es, die Franzosen seyen ungeachtet des Richenthaler Landsturms mit Sack und Pack gegen Luzern gezogen, nachdem sie schon lange vorher ihren Geist in dieser und jener Gestalt über die Gränzen, selbst bis in die Rathsäle hinein zu spediren wußten. Knirschend vor Wuth gegen die Verräther zogen sie endlich wieder heim nach Richenthal und fluchten über die Städter. Hätte aber Zülly gewußt, was man jetzt weiß, daß *ecclesia non sinit sanguinem*, und daß alle Theilnahme am Krieg für die Geistlichen bei Strafe der Absetzung durch das canonische Recht verboten sey, er hätte gewiß niemals mit diesem gefährlichen Beginnen was zu thun gehabt. — In damaliger Zeit mußte oft ein junger Priester, der unglücklicher Weise nur ein Bauer oder ein Surseer war,

lange, sehr lange Vikar seyn; und in jener Zeit mußten oft die Vikari selber die Schuhe salben, Holz tragen und einheizen ic. — während Junkers-Söhne, die kaum den Degen abgelegt, schon eine der besten Pfründen bezogen; — deshalb wollen nun, wie böse Leute sagen, keine Luzerner mehr geistlich werden, weil die Pfründen bereinigt sind und auch Bauern und Municipalstädter Pfarrer werden können. Zwar und eigentlich hat es keine Regierung seither besser gemacht; jede sorgt für sich und daher für die Ihrigen, und wer halt nicht mit ihr zieht, ist leider kein — Junker und kriegt nichts.

Züllli kam um das Jahr 1799 abermals nach Eich und blieb nun unausgesetzt bis 1803, wo er Pfarrer wurde. Die Pastoration seines jetzigen Pfarrers, seine Sitten, Eigenheiten und Erlebnisse, jene Trivialität der Zeit neben aufrichtigem Glauben, jener Schlendrian in den Berufsgeschäften neben dem gesunden Verstande, dem besten Willen, jene Zehnten-Interessen, Marken- und Familienhändel, ihre Zerrwürfnisse mit Nachbarn, Privaten und Behörden, neben den gemüthlichsten Scenen; jene durchaus empirische Art zu predigen und zu pastoriren neben wahrhaft heiligen Männern; jenes hohe unangreifbare Ansehen des Pfarrers bei all' seinen Mängeln, bei allen Klatschereien und immerwährenden Fehden mit allerlei Leuten: all' das gäbe nicht nur ein Bild voll der schreiendsten Farben, sondern einen merkwürdigen Gegensatz zu den Anforderungen und Leistungen und der Bildung und Stellung des Pfarrklerus in unsern Tagen.

Züllli kam mit seinem Patronus sehr gut aus, weshalb er nun auch eine Einladung, Pfarrer in Greppen zu werden, ohne große Mühe ausschlug. Er ertrug alle Schwächen seines Alters mit einer Sanftmuth, die um so höher anzuschlagen ist, da sie keineswegs eine Frucht seines Temperamentes war; half dem Kranken geistlich und leiblich wie er konnte, blieb ihm immer treu zur Seite, selbst bei seiner langen Krankheit, war ihm ein Freund und eine willkommene Stütze zu jeder Zeit und zu jedem Dienste. Aber endlich starb der franke Rektor und der Vikar wurde wie billig sein Nachfolger. — Sonst wenn ein Vikar Pfarrer wird, auch wenn er weit günstigere Verhältnisse verläßt als die sind, in die er eintritt, so ist ihm etwa wie einer Jungfer die unter die Haube kömmt, und er ist weit glücklicher, als der Luzernerbieter, der Anno 1830 souverän und frei worden ist. Züllli

hatte ein sehr freies, angenehmes Vikariat; nichts plagte ihn als die Untermagd, die er aber auch dafür, da sie ihn einst gereizt, durch die lange Stiege hinunterschleuderte. Alles war mit ihm zufrieden, wie er es denn auch durchaus mit Allen gut meinte. Und doch, wenn die Zeit da ist, möchte Jeder ein Pfarrer oder sonst ein glücklicher Mensch werden, und bringt oft diesem Wunsche nach Unabhängigkeit manch theures Opfer. Er macht sich so schöne, freundliche Vorstellungen von seinem einstigen Hirtenamte, wie er predigen wolle und die Kinder lehren, wie er es halten wolle mit der Ordnung in der Kirche, in der Schule, in der Pfarrei, mit den Beicht- und Festtagen, mit dem Studium; sodann wie er sich ein Haus halten wolle, welche Meubles, welche Tableaux daselbe bequem und angenehm machen sollen, wie der Garten eingetheilt, und wo das Sommerhäuschen stehen müsse, daß man Alles sehen könne ohne selber gesehen zu werden; dann gar wo Land ist, mit welcher ökonomischer Begeisterung wird nicht im voraus das Feld bestellt, Holz geschlagen, die Scheune reparirt, Bäume gesetzt und umgehauen! So schwelgt und schwimmt der Kandidat in seiner Phantasie schon Jahre lang in seiner künftigen Pfarrseligkeit umher, gleich einem Kinde vor dem Christfest. Aber leider will das Himmelsgewölbe, das er so schön sich ausgemalt, nie über den wirklichen Pfarrer herabkommen und ihn einschließen; am wenigsten war das der Fall bei dem neuen Pfarrer in Eich.

Der Wirrwar, die Unordnung, welche herrschten, bis die Erben das Haus geräumt, die Intriguen, die feindlicherseits bei der Wahl immer gespielt werden, bald Furcht, bald Hoffnung, bald freundliche Zusagen, dann wieder zweideutiger Bescheid, wenn man meint man sey's schon, das Alles geht voran.

Sodann, ist endlich der Würfel günstig gefallen, kommen die Vorbereitungen zum Aufzuge, der freilich in jener Zeit weder so kostbar noch so geräuschvoll war wie jetzt, da damals gewöhnlich der Dekan allein den Neugewählten mit ein paar Worten einführte; alsdann die Herbeischaffung des manigfaltigen Hausrathes, die Auswahl einer Haushälterin, die kein Fehl und Makel hat und darüberhin mit allen Tugenden geziert ist, — auch Wein und Lebensmittel. Ist endlich Alles da und der Herr aufgezo- gen, so muß oft gleich der Maurer und Zimmermann, Schlosser und Schrei-

ner, Gipser und Tapezierer auf's Tapet, weil das Haus innen und außen ausgebessert seyn muß, da der alte Herr alles hat hängen und gehen lassen, das Stift aber, oder die Gemeinde, oder die Regierung, welchen die Sorge um das Haus obliegt, nicht einmal einen Nagel haben schlagen lassen, und man doch unmöglich ein Haus in einem solchen Zustande antreffen mag. Kommt nun erst die innere Einrichtung, wo man den Spiegel hängen, wo das Kirchengewand und die anderen Kleider aufbewahrt seyn werden, wohin den Schreibtisch stellen, wo das Bett am bequemsten stehe und das Kanape am wenigsten Platz einnehme! Wochen vergehen unter beständigem Wechsel, Gefallen und Mißfallen, Probiern und Aendern und wieder beim Alten lassen. Bis sodann alle Nachbarn, Vettern und Baafen, alte Freunde und neue Bekannte sich empfohlen, gesehen wie schön man schon eingerichtet, wie nett es hier sey und wie so ordentlich Alles zu einander passe, geht es wieder eine Zeit. Dann kommen erst noch die Jungfern und Frauen, die den neuen Pfarrer mittelst eines ländlichen Geschenks auch möchten kennen lernen; und erst dann kommen die bittersten Geschäfte: der Kirchmeier mit der Rechnung, die Zehentleute, Landpächter, Bäcker und Brunnenmacher, Schneider und Schuhmacher, und erzählen, rechnen und markten und schreien, daß dem guten, in solchen Dingen ganz unerfahrenen, ohnehin feurigen, ungeduldigen, mitunter mißtrauischen Mann ganz schwarz vor den Augen wird. Bei all' diesen außergewöhnlichen Geschäften darf die Mühle der gewöhnlichen Arbeiten doch nicht abgestellt werden, und hat der Tag doch nicht mehr als 24 Stunden, sammt der Nacht.

Deßhalb, so schwer es zu begreifen ist von einem jungen heitern Manne, von dem man glauben sollte, er vererbe die allerseeligsten Flitterwochen, deßhalb wandelte den jungen Pfarrer eine trübe Stimmung an, und eine unüberwindliche Melancholie lagerte sich wie eine finstere Nacht über sein sonst so heiteres Gemüth. Stunden lang saß er in den langen Winterabenden ohne Licht in irgend einem Winkel, um über sein Mißbehagen, seine Krankheit, ihr Entstehen, tägliches Wachsen und drohenderes Zunehmen nachzusinnen. Für die Tröstungen seiner Freunde, für die Aufmunterungen seiner Umgebung hatte er alle Empfindlichkeit verloren; er sah den Tod im gleichen Maasse ihm nahen, wie die Weihnacht,

dann wie Oestern; wenn man ihm sagte, er werde so bald nicht sterben, wurde er ganz aufgebracht, denn daß er gefährlich und an allen Orten krank sey und das nächste Jahr schon sterben werde, das war ihm mehr als gewiß. Endlich machte ein geschaidter Doktor diesem Miserere auf eine edle, weil durchaus uneigennütze Art, ein Ende: er verschrieb ihm einen Gaul, nicht einzunehmen, aber mitzunehmen, wohin er immer gehe, auf Sursee, Sempach, auf Münster zu seinen alten Constanzer Freunden, ja sogar bis Luzern. Das half, wenn er in vollem Galopp auf seinem Niggi den See herum flog; da gehörte er nicht mehr der Erde an, flohen alle Sorgen, alle Schmerzen und Kummernisse, alle Schulden und Krankheiten wie die Bäume und Häuser am Ufer des See's, bei denen er vorbei ritt. Da hob er dann bei diesem frischen, ungewohnten Gefühle der seligen Zufriedenheit die Hand hoch empor, schnalzte mit den Fingern und jauchzte dazu. Er hielt sich nun lange Zeit ein Kößlein, mit dem er Steg und Weg passieren konnte, und dessen Verständigkeit und Geistesgegenwart bei allfälligen Unfällen er lange nachher nicht genug rühmen konnte.

Aber wie sein unsteter Sinn, sein Unabhängigkeits-Gefühl, seine momentane Melancholie, was man auch Unzufriedenheit, übler Humor oder Wunderlichkeit nennen könnte, ihn an nichts zu fesseln vermochte und er immer glaubte, das andere sey besser und schöner; so wurde er auch seinem Reitzgaul ungetreu und verhandelte ihn ohne alle Ursache. Im Pferdehandel aber wie im Uhrenhandel war er eben nicht am glücklichsten. Die benachbarten Pferdehändler und Dolmetscher kannten bald seinen Wankelmuth, seine Liebhaberei zu Kauf und Tausch, und der Pfarrer von Eich war bald eine willkommene Beute für ihre Arglist und eingerittenen Gäule.

Von nun an, seit er sich von seiner Hypochondrie erholt, gieng alles meist seinen regelmäßigen gewohnten Gang. Nach je sechs Tagen kam der Sonntag, für Arbeitsleute ein Tag der Ruhe, dem Pfarrer aber der strengste, mühevollste Tag der ganzen Woche; denn da mußte, wenigstens jeden andern Sonntag, wie es überall Übung war, eine Predigt gehalten werden. Züllis Predigten waren, wie es seine Zeit mit sich brachte, meist moralischen Inhaltes: weder die Glaubenslehre, noch die Liturgie, noch das spezifisch-Katholische

überhaupt wurde in den Vordergrund gestellt, sondern meist allgemeine Zusprüche und Ermahnungen. Im Anfange gab es wohl manche saure Arbeit bis sie zu Papier gebracht waren; waren sie aber einmal geschrieben, so reichte man mit ihnen, mit wenig Ausnahme, da wo außergewöhnliche Ereignisse einen besondern Vortrag erforderten, meistentheils für das ganze Leben aus. Züllt war einer von den bessern Predigern; seine gutgemeinten, meist innig vorgetragenen Zusprüche fanden eine eben so herzliche Aufnahme. Das beste an ihm als Prediger und wahrhaft wohlthued, weil so selten, war der nicht unbedeutende Umstand, daß er sich nichts auf seine Predigten einbildete, und daß er aufrichtig glauben konnte es gebe noch bessere Prediger als er, was sonst gute und auch schlechte Prediger selten glauben.

An Sonntagen, an denen keine Predigt war, wurde eine Christenlehre gehalten, immer und allein nach Falbinger, und in nicht viel mehr als in einem Jahre ward ein Kurs absolviert. Auch die Christenlehren zeugten von seinem guten Willen, seiner freundlichen Mittheilungsgabe, in derer in einfacher deutlicher Sprache, ohne Declamation und norddeutsche Suada das Brod den lieben Kleinen brach und darreichte.

Daß er aber auch für die Schule Sinn und Liebe hatte, beweist nicht nur, daß er mehrere Jahre Inspektor war, zu was oft die Gelehrtesten und Besten nicht gelangen, sondern wir sehen es daraus, daß er ein ihm angehöriges Gebäude, in dem sein Vorgänger Geflügel hielt, freiwillig und ohne Entschädigung zu einem Schulhause abtrat und zur Reparatur das nöthige Holz lieferte.

Sind in angedeuteter Weise die Sonn- und Feiertage spediert, so hat ein Landpfarrer die ganze Woche hindurch Vakanz. Zwar nannte sich jene Schule und jene Zeit gern die aufgeklärte; aber von Studieren war doch im Ganzen wenig zu finden. Schon die katholische Litteratur in jenen Tagen der Revolution ist sehr arm und dürftig: was hätte man denn von dem armen Landklerus erwarten sollen? gibt es ja jetzt noch hie und da einen Geistlichen, der glaubt den Worten des Tacitus wenigstens darin entsprechen zu sollen, daß er ein Seelsorger sey sine studio, wenn auch nicht immer sine ira.

Der Morgen wurde doch größtentheils der Lesung in der heiligen Schrift, dem Einstudiren der Vorträge und all-

fälligen Pfarrgeschäften gewidmet. Am Nachmittage mußte bald nah bald ferne ein Kranker besucht werden: wie froh sind sie nicht die armen Kranken, wenn der Seelsorger zu ihnen kömmt, dem Tode die schwarze Farbe zu nehmen, dem Sterbenden den Todesbecher zu halten, daß er ihn leichter trinkt, und mit seinem Gebete den letzten Seufzer zu heiligen und zu begleiten, oder auch nur durch Lesen oder Erzählen die Qual der langen Zeit zu mildern! Ist aber Alles gesund, so reißt man auch wohl ein wenig aus, etwa zum Onkel nach Sursee, der immer eine große Freude hatte, den Neffen zu sehen und zu vernehmen, wie es ihm gehe; oder man trifft seine Freunde und Nachbarn an einem bestimmten Orte beisammen, wie denn in damaliger Zeit von Seite der Kirche und des Staates solche Zusammenkünfte weder verhindert noch verläumdet wurden; sie galten weder für Ergötzungen, die sich für Geistliche nicht schiken, noch wanderten sie in irgend ein freisinniges Blatt, um auf die Lasterbank der öffentlichen Meinung als Conspiratores und Traditores Reipublicae angespöen und ausgepeitscht zu werden.

Sowie die Woche und der Tag bei allem Einerlei seine Abwechslung hatten, so auch das ganze Jahr. An Weihnachten kamen die Zehentleute und nahmen den H. Rektor im Speicher und Keller in Anspruch, er mußte seine Gäste unterhalten, ihr Hauswesen, Glück und Unglück und alle Erlebnisse seit dem letzten Zehenten hören; je mehr sie tranken, um desto mehr reden sie, und umgekehrt. Im Winter muß Holz gefällt, das Obst gedörrt werden; da findet sich denn oft bei dem kalten Wetter Alles in der warmen Stube, und wer aus langer Zeit nichts zu thun weiß, als bald auf den See, bald gegen die Kirche hinauszuschauen, der muß doch wenigstens haspeln, was die fleißigen Mägde gesponnen. Aber bald wachsen die Tage, schmilzt der Schnee, öffnet sich der gefrorne See, der Gottesdienst fängt jetzt an Werktagen um halb 8 Uhr an; da kommen nun die Bräute und Bräutigame, was Alles kurz und gut ohne langes Gramen abgethan wird. Die Fastnacht will ihr blutiges Opfer haben und der Kamin muß frisch ausgespikt werden. Bald nachher kommen die Fastenkinderlehren, wo die Kleinen gleich Sommervögeln hinter dem Fenster hervorflogen, um den nassen Weg bis zum Schulhaus zu durchwaten mit ihrer Neue und Leid, ihren Sünden und ihrer lieben Unschuld. Ist der Nach-

mittag frei und auch warm, sieht man den fleißigen Mann mit der Leiter und Säge den Bäumen nachgehen, dieselben zustoßen und aufbinden. Ist aber einmal Ostern vorbei, geht es gegen Pfingsten, so zieht der Hirt mit seiner Heerde, durch die neuaufwachende Natur, die blühenden Auen und grünenden Matten beim frühen Morgen prozessionsweise aus: bald zu St. Agata nach Neudorf, zur Mutter Gottes nach Zell, immer dem See nach; zu der alten Kirche in Kilchbüel, ja bis zu den vierzehn Nothhelfern in Adelswyl. Die Sonne steigt höher und alle Tage wird es wärmer; die Bienen schwärmen, der Pfarrer darf nicht fort; der Gottesdienst geht nun am Frühesten an, um halb 7 Uhr. Aber der Tag ist nicht zu lang, wenn das reife Gras gemäht, gezettelt, gewendet, zusammengethan, aufgeladen und über den jähen Einfahr eingeführt werden soll. Ist aber erst das Korn eingesammelt und stehen am Morgen Nebel auf dem See, röthen sich die Äpfel und fällt hie und da eine Birne, die des Lebens müde geworden, ab, dann, wenn nur kein Müller kommt, dem Korn gefast, nur kein Besuch, dem Gehör, nur kein Pfarrkind, dem Bescheid gegeben werden muß, — dann wird der Sack umgehängt, die Leiter angestellt und trotz allem Schwindel, über den man klagt, selbst beim Regenwetter muß das Obst abgelöst, eingemacht, gedörrt oder zu Most verrieben werden.

Mit der ganzen Natur wurde auch ihr Kind wieder müde, und der Winter bietet ihm die beste Gelegenheit zum Ausruhen; da kommen aber wieder die Zehentleute und das Lied geht von neuem an.

So löste eine Arbeit die andere ab; so wechselten die Sorgen mit den Jahrzeiten gleich den sonntäglichen Evangelien und dem Festkreise des Kirchenjahres. So holte der Herbst den Winter ein, ehe man nur auf ihn vorbereitet war, und bald war wieder ein neues Jahr da, und der Pfarrer mußte es seinen Pfarrkindern ankündigen, sie zur Rechenschaft mahnen und ihnen Glück und Segen zu demselben wünschen.

Gaben immer neue Zeiten, neue Ereignisse, Freuden und Bedrängnisse Stoff und Anlaß, die ewige Wahrheit in immer andern Bildern dem gläubigen Volke vorzuführen, sah er Jahr für Jahr seine ältesten Pfarrkinder dahinsterven, um einem frischen Geschlechte Platz zu machen, so wurde wohl

auch der regelmäßige Gang seines geschäftigen Lebens auf mancherlei Art unterbrochen und die Aufmerksamkeit auf Anderes gelenkt. Die Gestalt der Erde hat sich oft vor seinem Blicke geändert, und die Zeit zog in verschiedenen Gestalten, bald beruhigend, bald drohend an ihm vorüber, und der Geist derselben hat in mehrfacher Weise den Hingeshiedenen angesprochen und ihn in seine Dienste nehmen wollen; wer will dem Drucke und der Athmosphäre desselben sich entziehen? Sechsmal sah er das politische Angesicht seines Heimathkantons sich ändern und sechs Regierungen sah er kommen und gehen, eine besser als die andere: jede zeigte dem Volke die schönsten Früchte und die schmackhaftesten Speisen; aber sie zeigten diese Sachen nur, verkosteten ließen sie dieselben nicht, so daß das Volk jezt noch umsonst nach der Freiheit hungert, die ihm schon Anno 1790 versprochen worden ist. Selbst seine nächste Umgebung, der irdische Boden seiner geistigen Wirksamkeit hat sich in den fünfzig Jahren seines dortigen Aufenthaltes fast wunderbar und auf eine sehr wohlthätige Art verändert: auf's Dreifache ist der Ertrag des Bodens gestiegen, seit die wässrigen Theile trocken gelegt und im Frühjahr die Esparsette ihr purpurnes Gewand über den einst so kahlen und dünnen Berg geworfen. Straßen und Fußwege verbinden die weit auseinander liegenden Höfe, fast jede Scheune mußte vergrößert werden und viele Häuser sind neu entstanden.

Vor Allem muß angeführt werden, wie unter Züllis Verwaltung eine neue Kirche aufgeführt wurde, eine Zierde des ganzen Berges, ein Trost für viele Geschlechter, eine Ehre für den Seligen, wenn Niemand mehr lebt, der den Pfarrer Züllli gekannt hat! — Wie sich Vieles verändert in seiner nächsten Umgebung, so sah er seine geistliche Nachbarschaft, die Regiunkel am See, deren Sextar er war, wohl dreimal die Personen wechseln; mancher gute Freund, Viele, neben denen er lange gearbeitet, sind hingeshieden, und es kamen Andere an ihre Stelle, mit denen er stets in guter Nachbarschaft lebte. — Durch solchen Wechsel um ihn herum hebt sich die Einförmigkeit eines so regelmäßigen einfachen Lebens, wie das eines Landpfarrers auf einer so kleinen Pfarrei.

Oft sogar, doch ungerne und nicht ohne Mühe und lange Unentschlossenheit wagte er auch kleine Reisen in ein Bad, nach Engelberg, dessen würdiger Vorstand sein Mitschüler

gewesen, einst sogar bis nach Bern, von wo er über St. Urban zurückkehrte, über dessen Aufhebung er bittere Thränen geweint.

Doch diese heitere Sommerzeit, neben deren freundlichen und erhebenden Beschäftigungen die Anforderungen des Standes und alle Pflichten desselben erfüllt wurden, diese frohen Tagen idyllischer Genüsse durchzute von Zeit zu Zeit ein zerstörender Blitzstrahl, überzog der Schatten unglücklicher Ereignisse. Hat es nicht in Emmenwyl einst eingeschlagen, daß ein Mann sammt seiner Heimath verbrannte, und entstand nicht in seiner Nähe eine Feuersbrunst, verbunden mit einem Selbstmorde der schauderhaftesten Art? Die vielen Leiden und Zerstörungen und Bedrückungen, die seit der französischen Revolution unser Vaterland durchzogen und Wohlstand, Frieden und Sittlichkeit mit tiefen Furchen durchwühlten, aus denen sodann eine neue Saat von Unheil hervorzog, sie alle giengen ihm sehr zu Herzen und reizten oft seinen Unmuth bis zu den heftigsten Ausbrüchen. Vorzüglich betrübte ihn der Tod seines lieben Onkels, den er erst noch besuchte, aber obwohl sterbend dennoch verlassen mußte. Als er nun Nachts heim kam, klagend und weinend vor sein Portrait hinstund, um ihm gleichsam zu danken für all' das Gute, so er ihm erwiesen, — da sprang auf einmal der Rahmen unter heftigem Knall auseinander und im gleichen Augenblick fiel die Hülle des väterlichen Freundes zusammen. — Nicht minder hat ihn der plötzliche unerwartete Todfall seiner Mutter angegriffen. Er hatte dieselbe seit er Pfarrer war zu sich genommen, und wartete ihr in aller ihm möglichen Geduld, bis sie ihr achtundachtzigstes Jahr angetreten. Eines Morgens, da sie noch im Bette den Kaffee trank, hörte man plötzlich ein Geräusch — die Mutter war's, ein Schlagfluß hatte sie getroffen und schnell ihrem Sohne für immer entzissen. Für seine Familie sorgte er indessen dadurch, daß er in Sursee ein Haus kaufte und dasselbe seiner Schwester zur Wohnung überließ.

Dieser Zug gibt uns Veranlassung eine Seite des Verstorbenen zu beleuchten, die leicht sich dem kurzsichtigen Auge entziehen könnte. Wer nämlich den Pfarrer Zülly kannte, wäre leicht versucht worden, ihn für einen der sparsamsten Menschen zu halten; denn nicht nur bewegten sich all' seine Gedanken und Gespräche auf dem ökonomischen, mercantilischen

Boden, sondern zum großen Theile auch seine Beschäftigungen: wie er denn oft den ganzen Tag, mit Ausschluß der allernothwendigsten geistlichen Verrichtungen, nur mit dem Lande und den Bedürfnissen des Haushaltes beschäftigt war, indem er all' diese Sachen selber prüfte, einkaufte, vertheilte, aufbewahrte, herausgab. Vorzüglich lag es in seiner Leidenschaft immer zu kaufen und verkaufen und zu tauschen, wie es denn schwer zu zählen wäre, wie manche Uhr er in seinem Leben gehabt und wieder weggegeben habe. Es lag überhaupt in seiner Art, immer und Alles zu ändern, nur seiner Pfarrei blieb er treu und dem Glauben, so wie er denn auch in der langen Zeit von 25 Jahren nur fünf Vikare gehabt hat. — Und doch vermochte dieses irdische Treiben nicht sein besseres Gefühl zu verdrängen: die Armen der Pfarrei kannten ihn wohl und viele Thränen an seinem Grabe sind aus ihren Augen geflossen. Wenn nur kein viaticirender Student kam und kein Armer mit einem sogenannten Zeddel; denn gegen diese brach oft all' sein Unmuth wieder hervor.

Leicht reizbar und auffahrend, schnell mißstimmt und in der Traurigkeit ohne Maas, mißtrauisch oft und im Strome des Eigensinnes alle Rücksichten hintansetzend, streng dem Buchstaben unterworfen, gegen die höhere Nöthigung des Geistes aber gleichgültiger, war Züllt von friedfertiger und höchst versöhnlichem Gemüthe. Als er einst glaubte wegen des Chors in die neue Kirche, zu dessen Erstellung und Erhaltung er als Zehentherr verpflichtet war, in einen Prozeß verwickelt zu werden, schrieb er an die Regierung: „eher ziehe er nach Amerika, als daß er gegen seine Pfarrkinder einen Prozeß anfangen.“ Und als er einst auf eine etwas gewalthätige Art das alte Leichenhaus abtragen ließ, weil er glaubte, es werden allerlei abergläubische Vorstellungen und Mißbräuche mit demselben verbunden, und dadurch die Pietät seiner Pfarrkinder schmerzlich verletzete, so hat er sich auch da bald wieder mit jedem Einzelnen ausgesöhnt. Ach, es ist eben so schwer über sein Temperament Herr zu seyn, als es schwer ist zwei Herren zu dienen. Und wer bürgt für die Ausdauer der anfänglichen Begeisterung, und wie leicht und ganz verliert sich nach und nach alle Idealität und sinkt hinab zu bloß äußerer Pflichterfüllung! — Sein gutes Auskommen mit den Pfarrkindern kam übrigens besonders auch daher, daß er, gleichsam mißtrauisch auf seine eigene Einsicht, sich meistens von

den Vorgesetzten oder Führern der Gemeinde leiten und bestimmen ließ, wie nicht minder das Volk unverdorben war.

Fünzig Jahre und darüber lebte der Hingeshiedene auf seiner lieben Pfarrei, und wenn Glück und Zufriedenheit und seliges Leben von außen her oder überhaupt diesem irdischen Leben erblühten, so wäre während diesem halben Jahrhundert, an Unglück so reich und an schweren Leiden so fruchtbar, doch kein Mensch seliger gewesen als der Pfarrer in Eich. Der fruchtbare Berg, an dem sich der Ort anlehnt, der schöne Kranz heimischer Gebirge von den Alpen bis zum Jura, die schönen Ufer des freundlichen See's, die sich in seinen friedlichen Wogen spiegeln, die reine Luft und das milde Klima machen Eich zu einem Italien des Kt. Luzern. Wer je dort gelebt und mit dem braven Volke in Berührung gekommen, der denkt mit Sehnsucht und Zufriedenheit an jenes Arkadien und freut sich den schönsten Theil seines Lebens dort zugebracht zu haben.

Aber wie die Jugend vergeht, so muß auch das Alter seine sterbliche Hülle ablegen, um an dem ewigen Leben Antheil zu nehmen. Die oft ausgesprochene Vorhersagung, die man in öfterm Kleinmüthe von H. Züllli hören konnte, er werde nicht alt werden, ist erst spät im achtundsiebenzigsten Jahre in Erfüllung gegangen; daß er aber doch sterben müsse, daran wurde er immer mehr und ernstlicher gewarnt. Der Schwindel, dem er schon lange ausgesetzt war, und über den er klagte bevor er ihn nur recht fühlte, stellte sich in immer bedenklicher Form ein; ein Uebelbefinden am Fuße führte zum Verluste zweier Zehen, verursachte ihm viele und heftige Schmerzen. So wurde nach und nach die Lebenskraft aufgezehrt und verbraucht, die Treue seines Gedächtnisses sank ein, wie die Füße nur mühsam zum Gange sich mehr gebrauchen ließen; und so wurde auch im Kopf das Gangwerk zäh und lebensfatt. Er mußte sich endlich ganz in die Krankheit ergeben und das Bett hüten. In den letzten Tagen seiner Krankheit, war er ungewöhnlich geduldig, festen Glaubens und Gottergeben; in der Todesstunde fand er vielfachen Trost in den Worten des sterbenden Franziskus, dessen Bild er oft geküßt, da wo er sagt: „O Tod, du bist mein Leben!“

Die Geduld und die Sorgfalt seiner Hausgenossen verließen ihn nicht am Tag, nicht in der Nacht, und während liebe Hände ihn zärtlich pflegten, reichte ihm sein H. Vikar

den Trost des Himmels, das Brod der Engel und die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters, unter deren Beistand sich endlich seine durch Schmerzen geläuterte Seele von ihren Banden losgewunden in den Himmel schwang, zu den vielen guten Schäflein, die schon lange auf ihren Hirten geharrt. — Den Leichnam hüllten sie dann in Blumen ein und vier Pfarrkinder trugen ihn heraus, begleitet von weinenden Kindern und viel trauerndem Volke. Er gieng nun zum letzten Mal den Gang um sein Gotteshaus, die Kinder legten sodann ihre Kränze und Blumen auf das Grab ihres Seelenhirten, und auch ich mische unter die ihrigen meine wenigen Blumen, wie ich sie gefunden habe in dem bescheidenen Garten seines einfachen langen Lebens.

So ruht nun der müde Wanderer aus in der Kirche zu Sich; sie ist ihm zum Grab- und Denkmal geworden, das sich über seinen Grabhügel wölbt und ihn mit seinem Volke verbindet. Ein schöneres Grabmal hätte Niemand ihm bauen können: er selbst in Verbindung mit seiner Heerde hat sich dieses Denkmal gesetzt; denn er war es, der den ersten Gedanken und Anstoß zum Baue einer neuen Kirche gegeben, aber eher wird eine Gemeinde ohne Hilfe des Pfarrers eine Kirche bauen, als ein Pfarrer ohne Hilfe der Pfarrgemeinde; hat diese den Gedanken des Pfarrers gut aufgenommen, die Mittel zum Bau angeschafft und treu ausgeführt, so hat es auch der Pfarrer weder an Rath noch an Thätigkeit und manchen Opfern nicht fehlen lassen, um das gottgefällige Werk zu einem gedeihlichen Ende zu bringen.

Leicht und friedlich hat sich Alles begeben, darum sey in ihr ihm die Erde leicht und dort der ewige Friede.

